Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 192 (1919)

Artikel: Der Notar in der Falle
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655280

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Will mich denn niemand lieben? — An mich denkt keiner, ai, ai!

Der Notar in der Falle.

Nach Jeremias Gotthelf.

Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bach, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind, statt mit Wällen und Gräben, mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben.

In einem solchen Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luise; sie hatte ein zärtliches Herz, voll Güte und Liebe; aber dem warmen Herzen entsprach ihr Äußeres nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenstecken, noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder rot wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eigentlich gar nichts.

Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, sie floß akkurat wie das Bächlein im kleinen Städtchen, welches auch nicht wußte, ob es zum obern oder zum untern Tor hinaus wolle. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache, zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie etwas sagte, war es dumm oder war's gescheit.

Luise lebte bei ihrer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz und ein eigenes Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm an, wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt.

Luise hatte viele Freundinnen; sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so war Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abspenstig, entweder aus blasser Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte.

Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran aber gedachte keine, welche bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: „O Gute, ich habe gefunden!" dabei der Freundin um den Hals fällt und spricht: „Ach Gott! wie glücklich bin ich, wenn du nur wüßtest wie!" Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann fast die Tränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: „So so, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich bist. Aber was mich dauert, ist, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz isoliert, alleine in der Welt!" Dann weinte sie ganz bitterlich, trotz allen Trostgründen der Freundin. Die Freundin tröstete umsonst; endlich sagte sie, sie müsse gehen, sie habe ein Rendezvous. — Ach da weinte die arme Luise noch viel bitterlicher. Ihrer Lebtag hatte sie nie ein Rendezvous gehabt! „Ach, will mich denn niemand lieben;

ach, wie wollte ich einen glücklich machen, o anders als die andern alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt keiner. Ai, ai!" So jammert Luise, hält die Hand aufs Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte.

Endlich, auf einem Spaziergang im vergangenen Jahr, an einem schönen Sonntagnachmittag — in den Hundstagen war es — faßte ein junger Mann, wahrscheinlich infolge der großen Hitze, Feuer. Er war Notar und wollte sich in dem Städtchen niederlassen. Auch Luisens Herz brannte lichterloh. In diesen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und rätig, Mann und Frau zu werden. Aber so rasch und glatt ging es nicht mit dem Heiraten.

Das Feuer brannte zwar in Luisens Herzen weiter, aber bei dem Notar schien es viel eher ein Stroh- als ein Liebesfeuer zu sein.

Er zog sich zurück, ließ sich nur ab und zu sehen und brachte durch sein Stillschweigen die arme Luise zur Verzweiflung. Sie wurde schwermütig, mußte immer strenger an ihn denken und magerte zusehends ab, was nicht zu ihrer Verschönerung beitrug.

Ihre Freundin Julie, die strahlend von der Hochzeitsreise zurückgekehrt war, wollte Luise von ihrer Liebe kurieren: Mein Fritz, sagte sie, behauptet, der Notar habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heiraten oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nötig hätte, auf diese Weise am besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. So speiste Julie die arme Luise ab. Aber Luise ließ sich nicht beschwichtigen. Den Notar im Herzen ward sie nicht los.

Sie härmte und grämte sich und wurde so elend und krank, daß die Spendvögtin sich nicht genug tun konnte mit guten Ratschlägen. Bald hieß es, sie habe die Auszehrung und, was noch schlimmer sei, die galoppierende Bleichsucht oder eine noch viel schlimmere Krankheit.

Sie mußte ab Bocksbart trinken und währschaftes Essen zu sich nehmen, aber es verschlug alles nichts. Auch das Schröpfen sollte versucht werden. Luise wehrte sich energisch dagegen; man solle sie nur machen lassen, sie allein wisse, wo es ihr fehle. Luise war krank,

Luise kann fast die Tränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: „So so, es freut mich für dich ..., aber mich dauert es, wieder eine Freundin weniger zu haben."

sie wußte, daß ihr keines von diesen Mitteln helfen würde, aber der Instinkt der Selbsterhaltung trieb sie dazu, ein Heilmittel zu suchen.

In ihrer Verzweiflung beschloß sie, zu einer List Zuflucht zu nehmen. Während die Tante bei der Frau Seckelmeisterin bei einer Partie Boston war, ließ sie durch Marei, die Magd, welche ihr wohl wollte, den Notar Stößli, der seine Schreibstube hinter dem Waschhaus hatte, zu sich bitten „in Geschäften, weil sie zu krank sei, um auszugehen". Natürlich alles unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit. Es währte nicht lange, so hörte sie die Schritte des eiligst herbeigeholten Notars. Die Angst raubte ihr fast den Atem, und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste eine zweizentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Wie das Herz am stärksten plumpste, klopfte es an der Tür. Die Stimme versagte Luisen, die Glieder zitterten, vom Sofa konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Türe und der schöne Notar Stößli stand leibhaftig vor Luise, verbeugte sich zierlich und fragte, womit er dienen könne.

Luise tat einen tiefen Atemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte mit ersterbender Stimme: „Ihr seht, ich bin krank! Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe und habe euch deshalb rufen lassen.“ Sie war so schwach, daß Herr Stößli sich ganz nahe zu ihr setzen mußte, um zu verstehen, was Luise hauchte.

„Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich keine. Aber ich weiß nicht, wie es machen, ich habe meiner Lebtag kein Testament gesehen; ich habe euch rufen lassen, damit ihr mir beisteht, ich habe sonst zu niemand ein solches Zutrauen. Tante soll nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist.“

Herr Stößli begann ihr die nötigen Formalitäten auseinanderzusetzen und sagte ihr, es sei dies keine schwere Sache, sobald man wisse, wie man disponieren wolle.

Am besten freilich sei es immer, man mache einen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund; die eigentliche Ausfertigung mit Zeugen usw. gehe dann viel schneller vor sich. Luise war einverstanden. Herr Stößli entnahm seiner Brieftasche das nötige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. „Jetzt muß ein Haupterbe sein“, mahnte Herr Stößli. „Tante Spendvögtin“, sagte Luise. „Und jetzt allfällige Vergabungen.“ „Julie, meiner Freundin, mein Haus“, stotterte Luise.

Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat sie mir nicht von Vermögen gesagt. „Meinem Küher den Berg.“ „Wie heißt der Berg?“ fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. „Und weiter?“ fragte Herr Stößli. Und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung, und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen, nach seiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden.

Man müsse sich immer in acht nehmen, sagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit setze; dadurch können fatale Geschichten entstehen. „Die Tante weiß, was ich habe“, antwortete Luise. Ganz ehrerbietig sagte Herr Stößli: „So, so! Wir wollen hoffen, das alles sei nicht nötig, Jungfer Luise erhole sich wieder“, setzte er mit großer Teilnahme hinzu.

Wenn sie wolle, lasse er ihr den Entwurf da; sie könne ihn übersehen und bedenken und allfällige Änderungen noch beifügen. „Wenn er wiederkommen dürfe?“ Luise bestimmte den Tag, wo die Tante bei der Seckelmeisterin war.

So rosig und süß im Gemüte war es Luise noch nie gewesen; was sie im Herzen getragen, war nun vor ihr gesessen, ganz freundlich und herzig und wollte wiederkommen; es war ihr, als ob ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herzen des Notars ging eine Veränderung vor. Er mochte den Tag nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeisterin war. Er fand sie viel besser als das letztemal, doch hustete sie einigemal. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger, und in Luisen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Witze, sprach

Und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung.

von Grundsätzen und von Lebenszwecken, so daß Herr Stößli sich sagen mußte, eine solche innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele sei ihm noch nie vorgekommen.

Bald war es an Herrn Stößli, verlegen zu werden vor einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit; doch wollte er seinen Lebenszweck nicht aus dem Auge lassen. Er ergriff Luisens Hand, beugte sich zärtlich zu ihr und flüsterte: „Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht! Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich versteht. Jetzt, wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheidenes Los mit mir teile. Luise — ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Sie kennen gelernt, mein unglücklichster werden?" Luise entzog ihm ihre Hand nicht, aber sie begann erbärmlich zu weinen. Sie sei ein armer Tropf; niemand liebe sie ihretwegen, sondern bloß, weil man meine, sie hätte Geld; das tue ihr so weh; das sei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt so weh tue. Da wischte Herr Notar Stößli mit seinem baumwollenen Foulard kräftig und heftig seine Augen und sagte, solch Mißtrauen werde sie doch nicht in ihn setzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele habe ihn überwunden; diese liebe er, mit dieser wolle er durchs Leben gehen, sie solle ihm Belohnung sein für seine Verdienste ums Vaterland.

Als die Frau Spendvögtin nach Hause kam, fand sie ein glückliches Brautpaar; ihre Einwendungen, Luise sei krank, verstehe nichts vom Leben, auf ihr Erbe könne er nicht rechnen usw., schnitt er kurz ab mit der Beteuerung: „Entweder Luise oder sterben!"

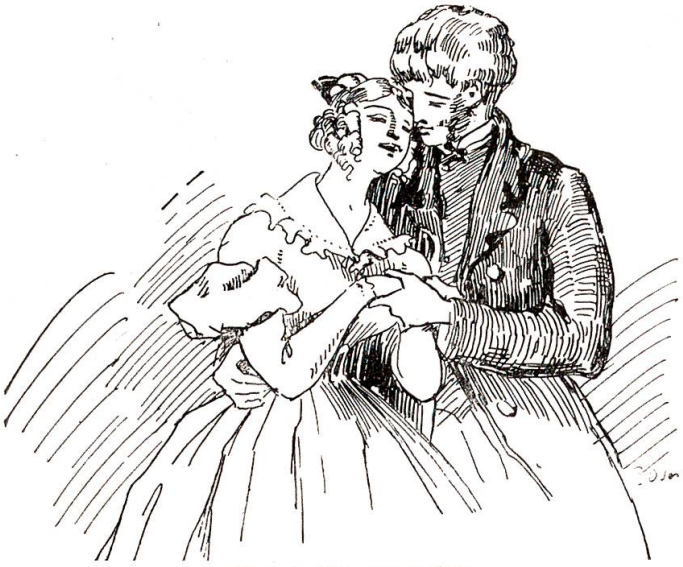
Begreiflich machte diese Heirat großes Aufsehen; die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmütige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr oder hineingesprengt worden.

Eine saubere Geschichte ist das!

Als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli seine Luise und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn sie wollten im stillen Hochzeit haben, waren sie alle noch gleich glücklich, ja Luise schöner, als sie in ihrem Leben je gewesen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr so oft gesagt, daß sie sein Ein und Alles, sein Leben und seine Freude sei, daß in dem guten Mädchen ein gewisses Selbstbewußtsein erwacht war, welches ihr Mut und Haltung gab, sichern Blick und festere Stimme. Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude aneinander, keine Wolke stand am Himmel. — Da in der Eile Herr Stößli keine anständige Behausung herstellen konnte, hatte Tante Spendvögtin dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht; die Welt glaubte sie auf Reisen, und so waren sie in cognito daheim.

Als sie am folgenden Morgen allein in ihren zwei Stübchen waren, sagte Herr Stößli, der das Bureau aufgeschlossen hatte und Schubfächer musterte: „A propos, Fraueli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo hast du den Entwurf? heute hätte ich Zeit, die Hausbücher in Ordnung zu bringen."

Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luise hatte schon lange davor



„Bin ich dir auch lieb?"
Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland.

gebebt, jedoch den Gedanken daran bestmöglich in den Hintergrund geschoben, sich immer damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nicht nach Geld und Gut wie die gemeinen Notarien und andere Menschen, er habe eine zu edle Seele und sei viel zu hoch gesinnt, er habe es ja selbst gesagt. — Als aber jetzt die Frage so plötzlich kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie nicht erstarket gewesen wäre, und zwar auffallend für so kurze Zeit.

„O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe, und ein Testament ist ja nicht mehr nötig." „Das wohl", sagte Notar Stößli. „Es ist mir nur, um eine Übersicht zu haben, du kannst mir's ja aus dem Kopf angeben." „Aber Stößli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede wert." „Du gut's Fraueli, bist immer viel zu bescheiden, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wie viele Kühe sömmert der Küher auf dem Berge, oder wintert er sogar noch auf demselben?"

Da nahm Luise sich zusammen, einmal müsse es doch sein, dachte sie.

„Ich habe weder Haus noch Berg", sagte sie.

„Wa — was?" stotterte Notar Stößli. „Das wird nicht sein, hast es mir ja selbst gesagt!" „Ja," sagte Luise, „aber nicht im Ernste. Du sagtest, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament tun müsse. Ich sagte, was mir in den Mund kam, dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir schon öfters sagen, und am Ende dachte ich, du hättest es vergessen, so vergaß ich es auch."

„Was vergessen, meinst, solches vergesse man? also zum Narren gehalten hast du mich, hineingesprengt!" schrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Hals stecken blieb und er fast erstickt wäre.

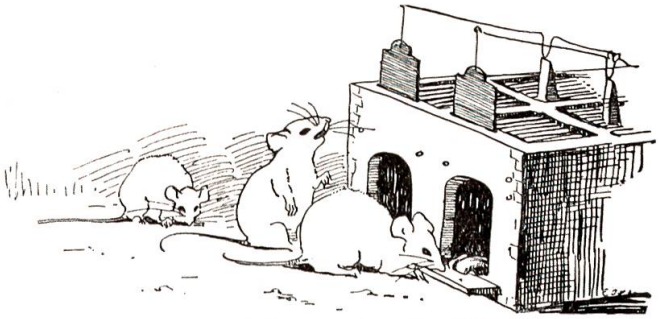
„Ach, mein Gott, verzeih' mir das, ich meinte es sicherlich nicht bös, und Geld hin, Geld her, ich bin ja deine Luise, und wie oft hast du mir nicht gesagt, du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich sehen könnte, wie lieb ich dir sei, und daß du mich nicht wegem Geld nähmest." „Also hineingesprengt hast du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt; ein sauber Weibsbild bist, heute noch laß ich mich scheiden, und zwar wegem Vaterland", schrie Stößli, der Vaterlandsfreund.

„Das ist war, lieb warst du mir, und zu sterben glaubte ich", schluchzte Luise. „Da wußte ich keinen andern Vorwand, als dich kommen zu lassen wegen einem Testament. Ich wußte mir nicht anders zu helfen. So kam es, wie es kam. Verzeih' mir, Stößli, um Gottes willen. Sieh', ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen besser als eine Magd, du sollst dich dein Lebtag nicht reuig werden." „Geh' mir vom Leibe, du Schlange, du Pest!" schrie Stößli; „bin blamiert für mein Lebtag, und mit meinen Aussichten ist es aus. Lasse mich fangen wie ein Esel, und von wem!" Er war schrecklich in seinem Zorn, Notar Stößli, wenn es ihn recht ankam. — Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöse und sagte: „Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er sein Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh, es einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dies Luise noch nicht recht."

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie es endlich faßte, wußte sie lange nicht, sollte sie schelten oder lachen. „Du abscheuliches Mädchen du, was stellst du an? wie konnte dir das in den Sinn kommen, schämst du dich nicht?! Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich so versessen war auf dich; mit Speck fängt man die Mäuse. Eine saubere Geschichte ist das. Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen?" So redete die Spendvögtin und die andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte ertönte das „Scheiden, Scheiden" des Herrn Stößli.

„Wollte mich doch besinnen; geschehenen Dingen soll man z'best reden", sagte die Frau Spendvögtin. „Die Sache ist jetzt so, und drum würde ich mich drein schicken, so bös ist es eigentlich nicht gegangen." Und nun setzte die Frau Spendvögtin dem Notar auseinander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heiraten wollen, um zu erben oder doch ums Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen; ohne Geld sei Luise nicht, sei nicht dumm und eine Haushälterin wie selten eine und viel gesunder, als man hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Kredit. — Herr Stößli war zu sehr Notar, als daß ihn diese Rede nicht hätte zu Verstand bringen sollen; er begann zu kapitulieren, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Freilich legte der Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiterzieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel besser, als man hätte glauben sollen. Ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmählich ein. Herr Stößli nahm zu an Kredit, Luise an der Fähigkeit, sich gehörig geltend zu machen.

Herr Stößli kam zu bedeutenden Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftiges Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre; daß Luise, wenn sie frägt: „Bin ich dir auch lieb?" immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland."



Mit Speck fängt man die Mäuse.

Lebensweisheit.

Sich seiner Aufgabe ganz widmen: höchste Pflicht. Sich wichtig nehmen, sich zu hoch einschätzen, sich überwerten: größte Torheit.

Durch Überwertung der eigenen Person werden nutzlos geistige Kräfte verbraucht, welche, nutzbringend, zur Erfüllung der Lebensaufgabe angewandt werden könnten.

Narrensprüche.

Auch wenn man den Narren in Baumwolle legt,
Die Schellen rasseln, so er sich regt.

Den Narren erkennt man am Kopf,
Am Klange den Topf.

Der Narr ist stets vornen, wo was Dummes wird getan.

Der Narr und der Geck mischen sich in allen Dreck.

Der Narr wünscht sich Regen, aber er wettert, wenn er naß wird.

Der Narren Händel und Dukaten macht reiche Advokaten.

Wenn man den Narren lobt, so wachsen ihm Eselsohren.

Ehe der Narr weiß, was er kaufen will, ist der Markt zu Ende.

Ein Narr macht zehn Narren, aber tausend Weise noch nicht einen Klugen.

So meinen Narr und Kind, daß zwanzig Jahr und zwanzig Taler unerschöpflich sind.